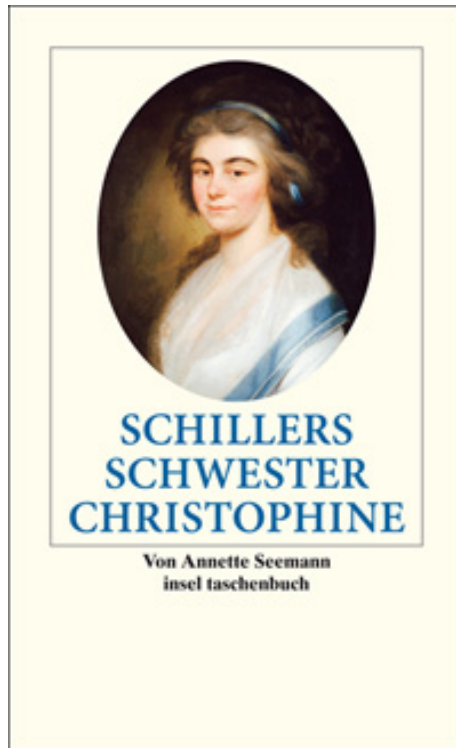


Insel Verlag

Leseprobe



Seemann, Annette  
**Schillers Schwester Christophine**

Mit zahlreichen Abbildungen

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 3410  
978-3-458-35110-8



Christophine Reinwald (1757-1847) ist der Nachwelt als Schwester Friedrich Schillers bekannt. Sie war ihrem Bruder eine enge Vertraute und verständnisvolle Briefpartnerin und nahm großen Anteil an seinem literarischen Schaffen. Verheiratet mit dem wesentlich älteren Bibliothekar Wilhelm Reinwald, führte sie ein gesellschaftlich relativ zurückgezogenes Leben. Neben ihren häuslichen Tätigkeiten widmete sie sich der Malerei und dem Zeichenunterricht, mit dem sie sich ein eigenes Einkommen sicherte.

Auf der Basis bisher unveröffentlichten Archivmaterials zeichnet Annette Seemann das Porträt der Schillerschwester, die ihren bescheidenen Lebensverhältnissen die Liebe zu ihrem genialen Bruder entgegensetzte und in Witwenjahren zu einer erstaunlich modernen Frau aufblühte.

Annette Seemann lebt als freie Autorin und Übersetzerin in Weimar. Sie ist Vorsitzende des Fördervereins zugunsten der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Von Annette Seemann liegen im Insel Verlag außerdem vor: *Anna Amalia. Herzogin von Weimar* (Insel Verlag), *Die Geschichte der Herzogin Anna Amalia Bibliothek* (Insel Bücherei 1293) und *Weimar. Ein Reisebegleiter* (Insel taschenbuch 3066).

insel taschenbuch 3410  
Annette Seemann  
Schillers Schwester Christophine





ANNETTE SEEMANN

Schillers Schwester  
Christophine

Mit zahlreichen Abbildungen

Insel Verlag

Umschlagabbildung: Christophine Reinwald, geb. Schiller.  
Gemälde von Ludovike Simanoviz, um 1789.  
© Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.

insel taschenbuch 3410

Originalausgabe

Erste Auflage 2009

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35110-8

I 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

## INHALT

|   |     |
|---|-----|
| Vorwort . . . . .   | 9   |
| 1. Herkunft, Kindheit und Jugend . . . . .  | 13  |
| 2. Komplizin, Faustpfand, schließlich Braut . . . . .                               | 37  |
| 3. Vom Beginn der Ehe mit Reinwald bis zu<br>Schillers Heirat (1786-1790) . . . . . | 75  |
| 4. Vorsichtiges Taktieren (1790-1795) . . . . .                                     | 93  |
| 5. Das Krisenjahr (1796) . . . . .  | 120 |
| 6. Vom Tod des Vaters bis zum Tod der Mutter<br>(1796-1802) . . . . .               | 146 |
| 7. Vom Tod der Mutter bis zum Tod Schillers<br>(1802-1805) . . . . .                | 169 |
| 8. Von Schillers Tod bis zum Tod Wilhelm Reinwalds<br>(1805-1815) . . . . .         | 198 |
| 9. Witwenjahre (1815-1847) . . . . .  | 217 |
| <br>  |     |
| Anmerkungen . . . . .   | 239 |
| Personenverzeichnis . . . . .   | 250 |
| Literaturverzeichnis . . . . .  | 253 |





## VORWORT

Dieses Buch zeichnet ein mit unterschiedlichsten Dokumenten angereichertes Lebensbild der älteren Schwester Friedrich Schillers. Eine Beschäftigung mit der nahezu unbekanntem Christophine Schiller ist lohnend, unterscheidet sich ihre Lebensgeschichte doch radikal von der des berühmten Bruders, dem sie als Kind so nahe war. Doch ein letztlich trauriges Fazit muß gezogen werden: Ihre hervorragenden geistigen und künstlerischen Anlagen wurden nicht gefördert. Daher hegte sie lebenslang den Wunsch, dem eigenen, zumeist kärglichen Leben etwas anderes entgegenzusetzen: die Liebe zur Kunstschönheit und dem eigenen Zeichnen, zum Erhabenen, zu Gott, aber auch zu den Mitmenschen und nicht zuletzt zum genialen Bruder. Von ihm war sie seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr getrennt, begleitete seinen Lebensweg jedoch, soweit es ihr möglich war.

Christophine Reinwald, geborene Schiller – so unterschrieb sie ab dem Zeitpunkt des Todes ihres Mannes eigentlich jeden Brief – führte nicht nur ein Leben im Schatten eines großen Menschen, sondern auch im Schatten ihres Ehemanns: Sie heiratete einen armen Bibliothekar aus Meiningen, hypochondrisch, grämlich und geizig, der auf seltsame Weise mit dem Bruder zum Zeitpunkt seines Exils in Bauerbach verstrickt war. Mit neunundzwanzig Jahren ging sie eine für damalige Verhältnisse späte Ehe ein, der Ehemann war weitaus älter. Die Ehe brachte Christophine nicht das ersehnte Glück, sie währte aber lange: von 1786 bis zum Tode des Ehemanns 1815. Dann erst folgte eine Zeit in ihrem Leben, die zweiunddreißig Jahre, also länger als die er-

sten beiden Phasen dauerte: ihre Witwenschaft, die sie plötzlich in die Selbstbestimmung entließ und mit etwas Geld versah.

Im Spiegel von Christophine Reinwalds bescheidener und doch idealisch angelegter Lebensgeschichte erscheint der Weg, den ihr Bruder ging, letztlich als noch radikaler, als man ihn ohnehin einschätzt. Denn wir begreifen, von welchen Vorstellungen und Verhaltensnormen er sich, gedanklich zuerst und dann real, entfernen mußte. In dieser ersten Phase war die Schwester Christophine lange seine Komplizin: Sie teilte, wenn auch nur per Brief, sein Schicksal, sprach Trost zu, gab vernünftige Ratschläge, vermittelte bei den Eltern – eine Rolle, die sie vermutlich am liebsten lebenslang gespielt hätte.

Nach Schillers Tod 1805, also in der zweiten Lebenshälfte Christophines, werden wir Zeuge, wie sie in dem ihr möglichen Maße mitarbeitete an der Legendenbildung um ihn, wie der Bruder immer präsent war in ihrem Denken. Das Bewußtsein, Schillers Schwester zu sein, war ihr neben ihrem Glauben und ihren menschlichen Beziehungen die wichtigste Stütze im Leben. Sie wurde mit fast neunzig Lebensjahren annähernd doppelt so alt wie ihr Bruder und war daher noch unmittelbare Zeugin des Beginns seiner Verklärung zum Nationaldichter der Deutschen im 19. Jahrhundert. Diesen Prozeß begleitete sie mit und begrüßte ihn, ja konnte ihn als Schillers Schwester im Bewußtsein einer Kenntnis über ihn genießen, einer Kenntnis, die aus seiner Frühzeit stammte, als er noch nicht der große Dichter der Deutschen war. Sie war in ihrem Alter die einzige Überlebende aus der Geschwisterreihe.

Grundlage für das Buch sind alle gedruckten Dokumente

wie etwa ihre Briefkorrespondenz mit Schiller und seiner Frau oder die sogenannten *Notizen über meine Familie*, aber auch bislang unveröffentlichtes und unbearbeitetes Archivmaterial aus dem Goethe- und Schiller-Archiv Weimar: Briefe, Lektürenotizen und Exzerpte, Gedichte, die sie abschrieb, eigene Gedichte, schließlich einige Tagebuchversuche und ihre selbstverfaßte Abhandlung *Über den Adel*, Stammbuchblätter, dazu ihr vielfach geändertes Testament und Nachrufe auf sie. Aus all diesem Material sowie nicht zuletzt den hinterlassenen Zeichnungen und Aquarellen – es sind dies im wesentlichen Blumenmotive, Familienporträts, Kopien von Meisterwerken oder aus Büchern sowie bibliische Szenen – setzt sich das Lebens- und Charakterbild von Schillers Schwester zusammen. Vor allem ihr Briefwechsel mit dem Bruder und der Schwägerin Charlotte sowie in späteren Jahren mit den Nichten spielt eine entscheidende Rolle. Ergänzt werden diese Dokumente durch Briefe ihrer Freundinnen, mit denen sie eines der damals typisch weiblichen Netzwerke geknüpft hatte.<sup>1</sup>

Die unkonventionelle Orthographie Christophines, zurückzuführen auf ihre nur rudimentäre Schulbildung, wurde zugunsten der besseren Lesbarkeit der heutigen Schreibweise angeglichen, ebenso auch die Interpunktion. Auch in den Briefen der Zeitgenossen und denen Schillers wurden die Schreibweisen von »y« für »i«, etwa in »seyn«, und »th« für »t«, etwa in »That«, der heute üblichen angeglichen, lexikalische und manche grammatikalische Besonderheiten jedoch belassen, um das Gefühl der Fremdheit und zeitlichen Entferntheit in gewissem Maße zu bewahren.

*Annette Seemann, Weimar, im März 2009*



## I. HERKUNFT, KINDHEIT UND JUGEND

Als alte Frau, im Jahr 1845, legt Christophine Reinwald die sogenannten *Notizen über meine Familie*<sup>2</sup> nieder, in denen sie die Herkunft vor allem des Bruders beschreibt, doch freilich auch auf sich selbst zu sprechen kommt. So setzt dieser Text mit den Worten ein: »Ob ich schon vermute, daß die bisherigen Lebensbeschreibungen von meinem sel[igen] Bruder fast alles berührt haben, was meine Familie betrifft, so könnte doch vielleicht teilnehmenden Freunden nicht unwillkommen sein, was ich als älteste Schwester in meinen Erinnerungen noch aufbewahrt habe, und es hiermit aufzeichne.« Die »teilnehmenden Freunde« sind es, diejenigen, die dereinst den Nachlaß ordnen würden – namentlich war dies die einzige damals noch lebende Nichte Emilie von Gleichen-Rußwurm (1804–1872). Damit ist ein zentrales Lebensthema Christophine Reinwalds genannt: die Freundschaft, die ihr fast wichtiger als die Liebe war. Trotz hoher moralischer und geistiger Ansprüche gewann sie lebenslang viele Freunde, fast ausschließlich Frauen. Ein zweites Identifikationsmerkmal stellt sie dem Leser in diesem ersten Satz vor: »Christophine Reinwald, geborene Schiller« – so sollte sie im Alter fast alle Briefe unterzeichnen. Sie sah sich in erster Linie als »Schillers älteste Schwester«. Diese Identität schloß andere Identitäten aus, die gleichwohl einen Großteil ihres Lebens ausmachten: Tochter von Johann Caspar und Elisabeth Dorothea Schiller, Schwester von Louise und Christiane Schiller, Ehefrau von Wilhelm Reinwald, oder einfach nur: Christophine Reinwald, begabte Zeichnerin und Malerin!



1. Christophine Reinwald, Notizen über meine Familie, 1. Seite (GSA).

Sie fährt fort: »Unser lieber Vater, Johann Caspar Schiller, ward in Bittenfeld, einem Dorfe unweit Ludwigsburg in Württemberg, 1723 geboren.

Sein Vater war daselbst Schultheiß, den er aber sehr frühe verlor, und seine Mutter, Witwe mit sieben Kindern, mußte sich sehr einschränken und konnte nicht viel auf seine Ausbildung verwenden. Sie wollte ihn daher nur für ländliche Geschäfte erziehen, und er mußte sich mit großer Mühe einige Kenntnisse verschaffen. Und oft erzählte er uns Kindern, daß er sich mit seiner Grammatik hinter dem Holz

verborgen hätte, weil seine Mutter es nicht gerne sah, und wie wir so glücklich wären, da er alles anwende, unseren Geist zu bilden und uns an nützliche Geschäfte zu gewöhnen, um einst durch eigne Kraft uns durch die Welt zu bringen und niemandem lästig zu werden.«

Der Bildungshunger war bereits beim Vater stark ausgebildet. Heimlich erwarb er sich nach eigenen Angaben Lateinkenntnisse und bestürmte die Mutter, ihn mangels der Möglichkeiten eines Studiums zumindest die Wundarzneikunst erlernen zu lassen.<sup>3</sup>

Wie in vielen ihrer Briefe deutlich wird, hätte auch Christophine lernen und studieren wollen. Allein den Wunsch zu äußern erschien ihr jedoch als unweiblich und unangemessen. Ausnahmen waren hier höchstens adlige Mädchen, denen man schon früh Privatlehrer gab, oder aber selbstbewußte bürgerliche Mädchen mit wohl situiertem Hintergrund.<sup>4</sup> Von solchen Privilegien war Christophine weit entfernt. Als ungerecht hatte sie es wahrscheinlich nie empfunden, daß sie nur drei, nach anderen Quellen vier Jahre die Volksschule absolvieren durfte und danach auf ein Lernen im Haushalt, in Gesprächen bei Geselligkeiten, durch Abschauen bei Freundinnen, über Lektüre sowie im Gottesdienst angewiesen war. Und wie sollte sie es auch als ungerecht empfinden, in einer Zeit, als die Schulbildung vor allem von Mädchen noch nicht üblich war und Mädchen in der Regel so wie Christophine lernten: im Verborgenen, auf dem elterlichen Hof, in der Werkstatt des Vaters, der Küche der Mutter, oder aber, in der zweiten Hälfte ihrer Kindheit, in Familien von Freunden oder Verwandten, was ihre Ausbildung vervollständigen sollte.<sup>5</sup> Selbst die eigentlich übliche Form des Ausbildungsabschlusses eines jungen Mädchens in einem



anderen Haushalt im Hinblick auf ihre spätere Rolle als Hausfrau und Mutter ist in ihrem Fall nie überlegt worden: Christophine hatte im elterlichen Haus zu bleiben, bis ihre weitaus jüngeren Schwestern – Louise war neun Jahre jünger als sie, Christiane gar zwanzig – in der Lage waren, ihre Arbeit im Haushalt zu übernehmen. Denn die Mutter war immer schon kränklich und nicht sehr belastbar gewesen. Christophine hatte im Gegensatz zu den Schwestern noch das Glück gehabt, als kleines Kind von dem etwas mitzubekommen, was der Vater dem einzigen Sohn und jüngeren Bruder an Bildung vermitteln wollte. An schulischer Bildung sollte es im wesentlichen jedoch bei der Lesefähigkeit und dem Rechnen bleiben. Mit dem Schreiben haperte es meist mangels Übungsmöglichkeiten, und so wird auch erklärlich, warum Christophine Reinwalds Briefe und übrigen eigenhändigen Schriften doch zahlreiche Abweichungen von der zwar noch nicht normierten, jedoch in Bildungsschichten im 18. Jahrhundert üblichen Orthographie aufweisen.

Die ehrgeizigen Bürger erkannten indes schon früh, daß an der Qualität der Bildung auch für Mädchen ihre Heiratschancen gemessen wurden. Musik-, Zeichen- und Sprachstudien galten neben dem Handarbeiten, Hauswirtschaften und Tanzen als die zentralen Disziplinen der Frauenausbildung. Von all diesen Disziplinen konnte Christophine in ihrer Jugend lediglich, und auch dies letztlich autodidaktisch bzw. vermittelt durch ihre Freundin Ludovike Simanowiz, das Zeichnen erlernen, während die jüngste Schwester Nannette bereits Klavierstunden und privaten Französischunterricht erhalten sollte. Durch die fromme Mutter erwarb Christophine zudem die Kenntnis der evangelischen religiö-

sen Praktiken und erkannte die sinnstiftenden Möglichkeiten, sich mit Religionsgrundsätzen zu »therapieren«. Gleichwohl herrschte in ihrem Leben nie Langeweile, denn die kränkliche Mutter hatte ihr schon früh die Sorge für einen großen Teil des Hauswesens übergeben.

Auch der zweite Aspekt der väterlichen Lehre, daß es wichtig sei, sich aus eigener Kraft zu erhalten, hatte bei Christophine offenbar mehr als gesessen. Nur so läßt sich im Grunde ihre spätere Entscheidung für die Ehe mit Wilhelm Reinwald erklären: als Möglichkeit, die Eltern von der Versorgungspflicht zu befreien. Daß diese Maxime auch an ihrem Lebensende noch galt, zeigt die Fortsetzung des Textes: »Diese Vorstellungen, und noch mehr das Beispiel der guten Eltern, sind auch mir auf meinem langen Lebensweg immer zur Richtschnur geblieben und haben oft in einer Zeit, wo ich mir so viel versagen mußte, meinen Mut erhalten, auch weil wir Kinder in diesen Grundsätzen erzogen wurden, daß alle Schicksale, sie mögen sein, wie sie wollen, eine höhere Hand regieret, und nur den Zweck haben, uns zu veredeln.«

Genau diese Lehre prägte Christophine lebenslang, während Bruder Friedrich aus dem bedrückenden Dienst als Regimentsarzt ausbrach und seinem »Schicksal« trotzte. Dies tat er, obwohl sein Naturell, so wie Christophine es mehrfach darlegt, äußerst friedliebend und gutmütig war. Ihm war der äußere Druck der beruflichen Verhältnisse unerträglich geworden, so daß er schließlich rebellierte. Ein Potential zur Rebellin gibt es wohl auch bei Christophine, allerdings nur in Rudimenten – während der Ehe mit Reinwald wurde die verinnerlichte Doktrin der Eltern, man hätte sich in sein Schicksal zu fügen, jedenfalls auf eine harte Probe gestellt.

Zurück zum Werdegang des Vaters: »Der [liebe] Vater wählte einstweilen zu seinem fernern Fortkommen die Chirurgie und kam endlich durch Empfehlungen nach Holland, dort gefiel es ihm sehr wohl, und er erinnerte sich gerne jener Zeiten, wo er recht ins Leben aufgeweckt wurde; nach einigen Jahren besuchte er wieder sein Vaterland und erhielt unter dem Militär eine Stelle als Fähnrich – bei einer Durchreise durch Marbach lernte er unsere Mutter kennen; sie war das einzige Kind wohlhabender Eltern und gut erzogen; nach näherer Bekantschaft wählte er sie zu seiner Lebensgefährtin, und dieses Vertrauen, diese Liebe, begleitete sie beide bis an das Ende des Lebens, das oft schweren Prüfungen unterworfen war.«

Was fand der junge Feldscher Schiller vor, als er nach Marbach kam? Das schwäbische Nest war ein Ort, in dem damals viel gebaut wurde: Marbach hatte im Dreißigjährigen Krieg gelitten, dann war es 1693 im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekriegs durch französische Truppen vollkommen niedergebrannt worden. Nur die steinernen Teile der Stadtmauer und der Gebäude innerhalb des Mauerrings, zumeist deren Keller und Untergeschosse, waren stehengeblieben, das ebenfalls stark zerstörte herzogliche Schloß Marbach diente der Bevölkerung in der Folge gar als Steinbruch. Die nächsten Jahrzehnte galten dem Wiederaufbau der Stadt, der heutigen Altstadt; und so präsentiert sich uns dieselbe auch, als eine frühe deutsche Barockstadt in Württemberg. Noch einmal zogen in den 1710er Jahren spanische und französische Truppen durch die Stadt und zogen sie in Mitleidenschaft. Zwischen 1757 und 1759, zum Zeitpunkt der Geburt der beiden ältesten Schillerschen Kinder Christophine und Friedrich, war der Tiefpunkt in der wirtschaftlichen Entwicklung



2. *Christophine Reinwald, Marbach am Neckar,  
Bleistiftzeichnung, undatiert (DLA).*

Marbachs zu verzeichnen. Und dieser Tiefpunkt spiegelte sich punktgenau in der wirtschaftlichen Situation der Familie Schiller wider.

Warum war der junge Feldscher Schiller eigentlich nach Marbach gekommen? Auch hierzu wissen wir etliches, obwohl sich die Familienangehörigen dazu ausschweigen. Johann Caspar Schiller hatte den Marbacher Gasthof *Zum Goldenen Löwen* aufgesucht, um dort eine Schwester zu besuchen, in der Hoffnung, eine andere Schwester habe eine Heirat für ihn arrangiert. »Im März kam er nach Marbach, doch das für ihn ausgesuchte Mädchen war vergebens. So heiratete er am 22. Juli 1749 schließlich die Tochter seines Wirtes, die sechzehnjährige Elisabeth Dorothea Kodweiß.«<sup>6</sup>

In einer Fußnote bemerkt Christophine in ihren *Notizen über meine Familie* ehrlich, daß der Schwiegervater Kodweiß

zwar ursprünglich wohlhabender Holzinspektor gewesen sei, aber durch vielerlei Unglück sein Vermögen verloren hatte. Daß er daneben auch Gastwirt des heute noch in Marbach bestehenden Gasthofs *Zum Goldenen Löwen* sowie Bäcker war und sie selbst im Gasthof und elterlichen Haus ihrer Mutter geboren wurde, erwähnt sie nicht. Angesichts des Bankrotts ihres Großvaters war ihr wichtig, diesen in möglichst ehrbarem Licht erscheinen zu lassen.

Hier die entsprechende ungeschönte Passage in der Lebensgeschichte des Vaters: »Mein Schwiegervater Georg Friedrich Kodweiß, ein Bäcker, hatte schon etwa zehn Jahre vor meiner Ankunft die Holz-Inspektion bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen, sich aber dabei durch unvorsichtige Handlungen mit Bauen und Güter-Kaufen einen solchen Rest in seiner Holz-Rechnung zugezogen, daß sein ganzes Vermögen kaum hinlänglich war, solchen zu tilgen. Eine geraume Zeit hatte er sich mit Aufnahmen verschiedener *Capitalien* zu helfen gesucht, und auch mein an barem Geld beigebrachtes Vermögen wurde zur Abschlags-Zahlung seines Rests angewandt, und mir, der ich damals den Verfall meines Schwiegervaters weder vermuten noch einsehen konnte, von seinem Vermögen eigentlich dagegen ausgesetzt, unter der Vorspiegelung, daß ja dereinst das Ganze mir zufallen müßte. Als ich aber endlich auf den Grund sehen konnte und befürchten mußte, daß mit dem Umsturz meines Schwiegervaters ich auch das meinige verlieren könnte, kaufte ich ihm die Hälfte seines Hauses ab und hielt an dem Kaufschilling mein Beibringen zurück. Um aber auch der Schande des Zerfalls eines so beträchtlich angeschienenen Vermögens auszuweichen, trachtete ich von Marbach ganz hinweg zu kommen.«<sup>7</sup>